

später bestand die Versammlung nur aus Deputierten, aus Vertretern des Volkes, ähnlich wie die modernen Parlamente.

Die Repräsentativregierung der Juden wies folgende Formen auf. Es bestand ein grosser Senat, der Rat der Alten, genannt der grosse Sanhedrin, welcher das ganze Volk vertrat; daneben aber hatte jeder Stamm und jede Stadt ihren Senat, ihren Sanhedrin. Je 120 Familien durften schon einen Senat wählen. Die kleinen Senate wurden von den Bürgern direkt gewählt, vom grossen Sanhedrin bestätigt; die Mitglieder des grossen Sanhedrin rekrutierten sich aus diesen Senaten. Der Vorsitzende des grossen Sanhedrin durfte in allen kleinen Sanhedrins präsidieren.

Jeder Stamm, jede Stadt, ja jedes Dorf besass also seine eigene Verwaltung, welche nach denselben Prinzipien eingerichtet war, wie die allgemeine. So war der jüdische Staat eine föderative Association, wo nichts ohne die Zustimmung aller Stämme oder ihrer Vertreter beschlossen werden konnte. In Streitfragen mussten sich die kleineren Sanhedrins einem obersten Schiedsgerichte unterwerfen; so wurden alle Teile des Reiches im Gleichgewicht erhalten.¹⁾

Den Sanhedrins der Stämme stand das Recht zu, die Initiative zu ergreifen und dem grossen Sanhedrin Vorschläge zu unterbreiten. Der grosse Sanhedrin galt überhaupt nur als Rat des Volkes, als Kopf der grossen, souveränen Volksversammlung; seine Verhandlungen waren öffentlich, und bei wichtigen Gelegenheiten wurde die grosse Volksversammlung berufen. Dieser legte der Rat Vorschläge oder Fragen vor, und sie entschied.²⁾

Noch ein wichtiges Recht stand der Volksversammlung zu: das der Rechenschaftsabnahme, das des Richtens der Beamten und Würdenträger. Alle Hebräer ohne Ausnahme, selbst der König mitinbegriffen, durften von der grossen Versammlung gerichtet werden. Die Talmuddoktoren stellten den Satz auf: „Rex judicat et judicatur“. Und jeder Bürger des jüdischen Staates durfte die Gleichheit, die Freiheit und die Souveränität,

¹⁾ S. Salvador, a. a. O., S. 176 ff.; Pastoret, „Hist. de la législation“, T. III, p. 90, 94.

²⁾ Salvador, a. a. O., p. 165.

an welcher er teilnahm, in dieselben Worte zusammenfassen: „Richten und gerichtet werden.“¹⁾

8.

Wenn wir die Gleichheit, Freiheit und Souveränität des Volkes, welche im jüdischen Staate herrschten, eine vernünftige nennen, so wollen wir damit sagen, dass die Gleichheit sich nur auf jene Dinge bezog, in denen die Menschen gerechterweise einander gleichgestellt sein sollen, und dass die Freiheit und Souveränität in Formen gebannt waren, welche für das Bestehen des Staates erspriesslich waren.

Die alten Hebräer waren auf Grund ihrer Verfassung gleich vor dem Gesetze und gleich in der wirtschaftlichen Ausstattung, welche ihnen der Staat verlieh; sie waren frei in der Wahl ihres Berufs und in der durch das Gesetz geregelten Verwaltung, souverän durch die Verantwortlichkeit, welche auf allen jenen lastete, denen sie die öffentliche Gewalt übertrugen.

Sie blieben ungleich in jenen Stücken, in welchen die Natur keine Gleichheit kennt, in welchen das Wohl des Staates und das individuelle Glück keine Gleichheit duldet. Weder zwang die Verfassung alle Bürger zur physischen Arbeit, noch berief sie sie alle zur legislatorischen und politischen Arbeit, zur praktischen Ausübung der Staatsgewalt. Sie anerkannte die Ungleichheit der persönlichen Begabung, sie gestattete die freie Entfaltung der letzteren, wovon das persönliche Glück und das Wohl des Staates abhängt. Bei ihrer Geburt hatten alle Bürger von Staatswegen gleiche Chancen; sie waren gleich begütert, und alles stand vor ihnen offen. Die Begabung, welche ihnen die Natur verliehen, der Fleiss und die Energie, die sie selbst auf die Ausbildung ihrer Fähigkeiten verwendet, entschieden dann über ihre soziale und ökonomische Stellung. Die Verfassung, weit entfernt, diese durch angeborene Begabung und individuelle Arbeit erzeugten Ungleichheiten zu nivellieren, benutzte dieselben im Gegenteil zum Besten des Staates, indem sie bestimmte, dass die Tüchtigsten unter allen zur Regierung berufen werden sollten, und indem sie der grossen Masse des Volkes wehrte, ihre Souveränität zur Aufhebung oder Verfälschung der weisen Gesetze, die jene geschaffen, zu missbrauchen.

¹⁾ Salvador, a. a. O., p. 129; Mischna, IV, De synedriis, C. II, p. 2; Maimonides-Bartenora-Schickard, „De jure regio Hebraeorum“, p. 64.

RJABTSCHIK.

Nachdenkliche Geschichte von einem Hund.

Nach dem Jüdischen des Scholem Aleichem.

I.

Rjabtschik war ein weisser, fleckiger Hund, von mittlerer Grösse.

Er war ein ruhiger und schweigsamer Hund,

der keinem etwas zu Leide thun konnte, den es sogar verdross, wenn ein anderer Hund die Vorübergehenden von hinten anbellte, an die Rockschösse sprang und in die Waden biss.

Er war zufrieden, wenn man ihn nur in Ruhe liess. Aber wie selten traf sich das! Rjabschik eines mit dem Stock zu versetzen, ihm einen Fusstritt zu geben, ihm einen Stein an den Kopf zu werfen oder einen Eimer Spülwasser über ihn zu giessen, das war vielen ein angenehmer Zeitvertreib. Sogar eine Wohlthat.

Und Rjabschik pflegte sich nicht mit seinen rohen Peinigern in lange Diskussion einzulassen, unzufrieden zu bellen oder in Wut die Zähne zu fletschen; im Gegenteil. Jedesmal wenn er einen Stoss erhielt, bückte er sich demütig, fast bis zur Erde, gab höchstens einen quiekenden Laut von sich und entfloh mit eingezogenem Schwanz, um in irgend einer sicheren Ecke Schutz zu suchen und nachdenklich Fliegen zu fangen.

II.

Wer Rjabschik eigentlich war und woher er stammte, ist unbekannt. Wahrscheinlich gehörte er dem alten Gutsbesitzer, dem früheren Eigentümer dieses Hofes, von dem Rjabschik nicht mehr weglafen wollte. Vielleicht hatte er sich auch verirrt, war seinem Herrn verloren gegangen und nun bei einem anderen geblieben. Lieber Leser! Dir ist doch gewiss schon einmal ein obdachloser Hund begegnet, der Dir Schritt für Schritt folgte. Was ist das für ein zudringliches Tier, denkst du und erhebst die Hand, ihn fortzujagen. Der Hund bleibt dann stehen, weicht mit dem Kopfe aus (wie ein Mensch, in dem Augenblicke, wo er eine Mauschelle bekommen soll) und läuft weiter hinter dir her. Du bückst dich zur Erde, hebst einen Stein auf, thust, als ob du ihn werfen wolltest und wirfst ihn schliesslich. Ohne Erfolg. Du bleibst stehen, siehst nach dem Tier: der Hund bleibt stehen und sieht nach dir. Ihr glotzt einander an. Du speiest wütend zur Seite und gehst deinen Weg. Der Hund aber folgt dir wiederum Schritt für Schritt. Da muss man doch geradezu aus der Haut fahren! Fluchend nimmst du deinen Stock und gehst auf ihn los. Da beginnt's auch bei dem Hunde zu dämmern; er wirft sich vor dir auf den Rücken nieder und schaut dir in die Augen, als wenn er sagen wollte: Du willst mich schlagen? Nun so schlage zu!

Zu dieser Sorte von Hunden gehörte Rjabschik.

III.

Im Essen war Rjabschik nicht verwöhnt; da konnte im Zimmer das Beste und Schönste liegen, er hätte es nicht angerührt, er wusste ganz gut, dass nur die Krumen unter dem Tisch und andere Abfälle für ihn waren. Als er jung war, erzählen die Leute, soll Rjabschik ein lustiger Gesell gewesen sein, sogar ein Spassmacher. Einmal soll er Reb Eli, den Schächter, beinahe zum Tode erschrocken haben. Das war am Vorabend des

Versöhnungstages, als sich Eli an das Gänse-schlachten machte. Da sass Rjabschik ganz vergnügt in einem Winkel und dachte, was wohl Reb Eli mit so vielen Gänsen thun würde; und Reb Eli that alles das, was alle Schächter in solchen Fällen zu thun pflegen: Er nahm eine Gans nach der anderen in die Hand, bog das Köpfchen nach hinten, rupfte ein paar Halsfedern aus; dann einen Schnitt über die Kehle, und er warf das Tier von sich.

Da war etwas ganz Wunderbares geschehen. Ein schlecht gebundenes Gänschen hatte vergessen, dass sie Reb Eli geschlachtet hatte und lief Hals über Kopf in die weite Welt hinaus. Rjabschik, der ruhig dagesessen hatte und sich nur darüber ärgerte, dass man so unschuldige Geschöpfe hinarde, lief kläffend der geschlachteten Gans nach: Wau! Wau!! Dumme Gans, wo läufst du hin? Du bist doch geschlachtet! Reb Eli, der Schächter, der ganz in seine Arbeit vertieft war und der, schein't's, gar nicht einmal wusste, dass es einen Rjabschik auf der Welt gab, erschrak gar sehr, lief, aus allen Kräften schreiend, hinter der Gans her: helft Juden, helft! — Natürlich hatte man sogleich Rjabschik in Verdacht, und so flogen ihm denn eine Menge Steine an den Kopf, und an Schlägen fehlte es auch nicht.

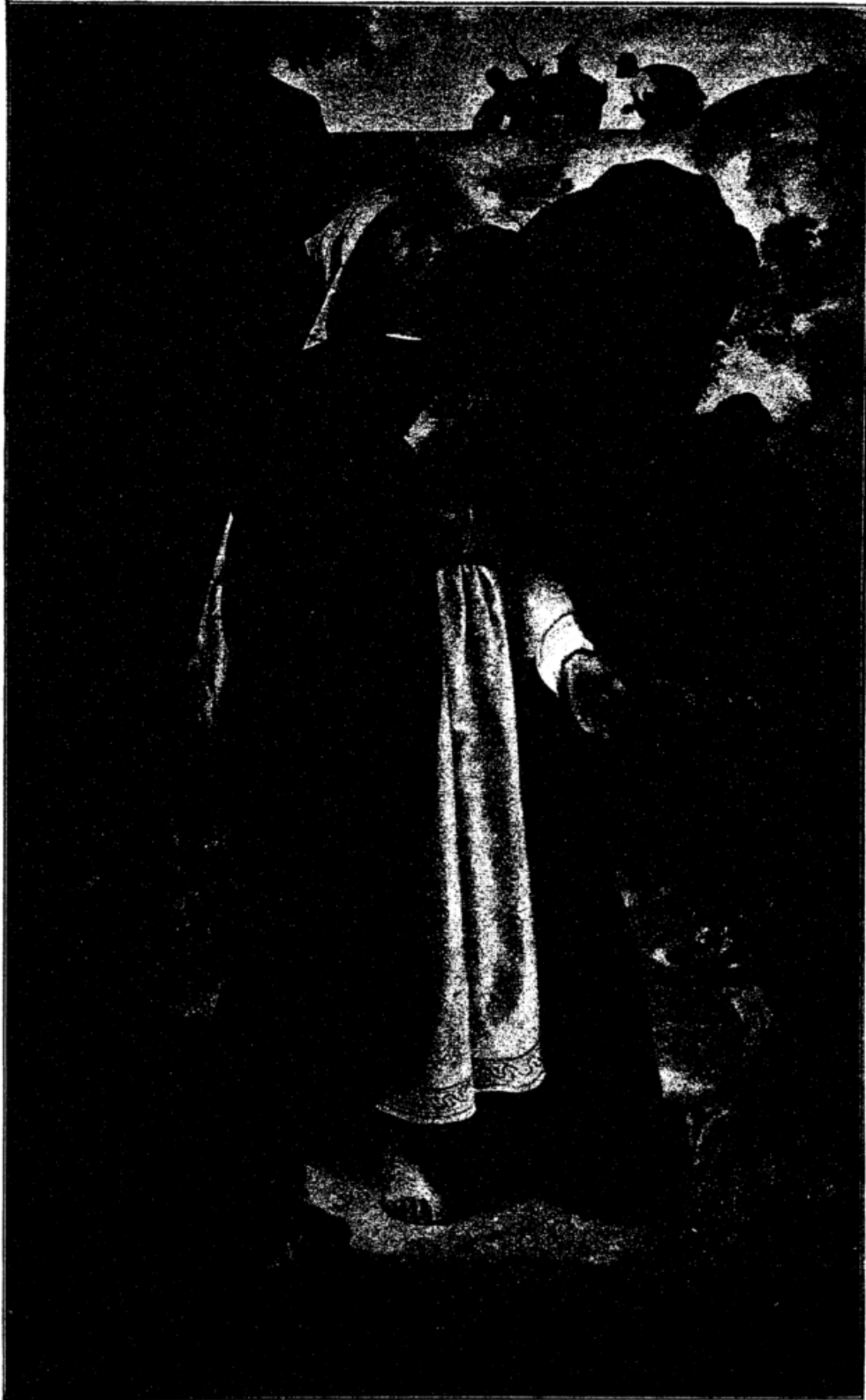
Das war sein erster Streich. . . .

Ein ander Mal versuchte Rjabschik vom Brett, auf dem das Fleisch gesalzen wird, einen Gänsefuss wegzunehmen. Wie die Brajne, die schwarze schnurrbärtige Köchin, dies sah, machte sie einen Höllenlärm und schrie: Aisik, Aisik! Aisik kam schnell herbei, grade in dem Moment, als Rjabschik sich mit dem Gänsefuss aus dem Staube machen wollte. Unglücklicherweise hatte ihn der Aisik zwischen die Thür geklemmt, so dass er mit der vorderen Hälfte im Flur, mit der anderen noch im Zimmer blieb. In dieser Situation bekam er einen guten Denkkettel. Aisik schlug ihm mit einem Stock den Kopf wund, und Brajne bearbeitete ihn mit einem Holzschleit, indem sie unaufhörlich rief: Aisik, Aisik.

Dieser Vorgang blieb ihm fest im Gedächtnis und wenn jemand in seiner Nähe das Wort Aisik rief, so lief er davon, so weit ihn seine Füsse tragen mochten.

IV.

Am schlimmsten behandelte ihn Paraschka: dieselbe Paraschka, die die Wäsche wusch, die Stube weisstete und die Kühe melkte. Warum sie dem Rjabschik so feindlich gesinnt war, ist bis zum heutigen Tage noch nicht ganz aufgeklärt. Hol dich der Henker, untreues Hundevieh! schimpfte sie gewöhnlich in ihrem kleinrussischen Dialekt. Und Rjabschik, wie zum Trotz, lief ihr immer vor den Füssen her. Dafür rächte sich Paraschka an ihm, wie wir uns an Haman rächen. Wenn sie wusch, begoss sie ihn mit siedendem Wasser; solche Bäder liebte der Rjabschik nicht. Wenn sie die Stube weisstete, warf sie ihm eine Hand voll Sand an den Kopf,



A. RETHEL.

DANIEL IN DER LOEWENGRUBE.

so dass er sich eine Stunde lang belecken musste, um wieder rein zu werden. Wenn sie die Kühe melkte, warf sie ihm einen Holzscheit als Gruss an die Beine; sie that ihm aber nicht weh, denn Rjabschik hatte sich mit der Zeit im Springen sehr geübt, so dass er geschickt zur Seite hopste, wenn das Scheit angeflogen kam.

Einmal war es ihm freilich schlimm ergangen. Paraschka hatte nämlich sein rechtes Vorderbein getroffen. Rjabschik erhob ein klägliches Gewinsel, so dass alle Hausbewohner zusammenliefen. Als er soviel Menschen um sich sah, zeigte er ihnen, um ihr Mitleid zu erwecken, sein gebrochenes Bein, als wollte er sagen: „Seht, das hat mir Paraschka gethan“. Er dachte, man würde sich seiner erbarmen und Paraschka für diese Missethat mindestens köpfen. Aber die Leute brachen in ein Gelächter aus. Die schnurrbärtige Brajne kam mit einem Kochlöffel herbeigestürmt, und nachdem sie sich mit dem nackten Ellbogen von unten nach oben über die Nase gefahren war, rief sie triumphierend: „Ein Bein hat man dem Vieh gebrochen? Das freut mich!“

Natürlich hatten sich auch bald die Gassenbuben eingefunden, die höllisch piffen und schreien, um den armen Rjabschik zu ärgern. Zu seinem Unglück kam wieder Paraschka hinzu, die Uebelthäterin, und begoss ihn noch überdies mit einem Topf kochenden Wassers. Da erhob der Hund ein klägliches Geheul und winselte, dass es einem durch Mark und Bein ging. Vor Schmerzen sprang er in die Höhe und wälzte sich hin und her, biss sich in den Schwanz und heulte jämmerlich. Aber die Leute um ihn freuten sich; und als man ihn so hinken sah, machte man sich noch mehr über ihn lustig und gab ihm noch ein paar tüchtige Hiebe hinzu. Jammernd lief Rjabschik davon. Aber die Buben hinter ihm her, pfeifend und schreiend, bis sie ihn weit hinter die Stadt, bis an die Mühle getrieben hatten.

V.

Während Rjabschik so forthinkte, schwur er bei sich, nie wieder in die Stadt zurückzukehren. Er lief ohne Ziel, bis er nach einiger Zeit in ein Dorf kam. Hier trat er die Dorf Hunde, die ihn zunächst als einen Fremdling von allen Seiten beschnüffelten. Willkommen, Kollege! Woher des Wegs? . . Was hast Du denn da für ein Wappen auf deinem Rücken, das sieht ja aus, als ob man dir von deinem Fell ein Stück gerade aus der Mitte abgebrüht hätte. — Ach, fragt lieber nicht, antwortete Rjabschik traurig, ich könnte euch viel erzählen, aber sagt, habt ihr vielleicht eine Schlafstelle für mich in dieser Nacht? — Natürlich, riefen die Dorf Hunde, der Hof ist gross genug, und die Welt ist noch viel grösser. — Wie steht es bei Euch, erkundigte sich Rjabschik weiter, mit der Nahrung? Wie stillt ihr Euren Hunger, wenn der Magen knurrt? — Ach, lass uns in Ruh mit solchen Fragen, erwiderten die Dorf Hunde, Wasser gibt's überall,

und zum Fleisch hat Gott ja die Knochen gegeben. Die Leute kümmern sich doch wenig darum, ob wir mit Haut und Knochen zufrieden sind, wenn sie nur selbst schmackhaftes Fleisch geniessen.

Nun, wie sind denn eigentlich die Leute bei Euch? fragte Rjabschik, als wollte er den Dingen auf den Grund gehen. — Leute bleiben Leute! antworteten die Dorf Hunde, und sie sprachen es so abwehrend, als wollten sie dem Gespräch ein Ende machen. — Nun und Paraschka? fragte Rjabschik weiter. — Welche Paraschka? riefen die Dorf Hunde verwundert. — Na, die Paraschka, die die Wäsche wäscht, die Stube weisst, die Kühe melkt. Kennt Ihr die nicht? (Da starren ihn die Dorf Hunde an, als wäre er verrückt.) — Was redet der von einer Paraschka, der Dummkopf! Sie beschnüffelten ihn noch einmal von allen Seiten und entfernten sich einer nach dem andern. Jeder nach seinem Misthaufen.

VI.

Das sind glückliche Hunde, denkt er, und streckt sich der Länge nach auf Gottes grüner Erde unter freiem Himmel aus, um ein wenig zu schlummern. Doch er kann nicht schlafen, das verbrühte Fell thut ihm weh, dann stören ihn die vielen Fliegen, die er gar nicht los werden kann — und wie ihm der Magen knurrt! Wie gern hätte er jetzt etwas gefressen, aber er muss nun bis zum frühen Morgen warten. Schliesslich lassen ihn auch allerhand dunkle Gedanken nicht zur Ruhe kommen, Gedanken, die das Gespräch mit den Dorf Hunden in ihm geweckt! Bei ihnen giebt es keine Schlächter, die Gänse schlachten, keine Aisike, die ihn einklemmen und noch dazu mit einem Stocke bearbeiten, keine Paraschkas, die ihn mit heissem Wasser begiessen, keine neckenden Gassenbuben, die mit Steinen werfen. Es giebt doch noch beneidenswerte Glückliche auf Erden! Und ich dachte, es gäbe doch nur eine Welt bei uns daheim.

Ein Wurm liegt im Meerrettig und denkt, es giebt nichts Süsseres auf der Welt. . . .

Schliesslich überwältigte Rjabschik doch der Schlaf, und er träumte einen süssen Traum. Er träumte von einem grossen Eimer der mit den Schönheiten dieser Welt vollgefüllt ist. Brotkrumen, Gedärm, Adern, Schalen, Knochen, Fischgräten und eine Menge grosser, noch nicht ausgesogener Heringsköpfe. Er weiss gar nicht, mit welchem Leckerbissen er zuerst anfangen soll. . . Grüss Gott! rufen ihm die Dorf Hunde aus der Ferne zu, neugierig verfolgend, wie er sich über das Mahl hermachen würde. Esst mit! ladet sie Rjabschik unvorsichtigerweise ein. — Möge es Dir gut bekommen! wünschen ihm die offenbar satten Hunde freundlichst. Da plötzlich hört er ganz nahe ein lautes „Aisik“, er reisst die Augen auf und siehe, es war alles nur Traum.

Schon in aller Frühe machte sich Rjabschik auf den Weg. Vielleicht, dass er einen Knochen oder einen Zwieback aus dem vorigen Jahrhundert



Abel.

(Aus der Gallerie Pitti, Florenz.)

fände. Allein wohin er kam, überall hatten seine Stammesgenossen schon alles in Besitz genommen. Lasst mich mit Euch frühstücken! bat Rjabschik. — Hier?! Nee, mein Lieber, vielleicht auf einem anderen Hof!

So lief denn Rjabschik auf die verschiedenen Höfe; aber allenthalben dasselbe Lied, bis er endlich beschloss, nicht mehr auf eine Einladung zu warten, sondern dem ersten besten Hund einen Bissen aus dem Maul zu reißen. Und so that er auch; aber dabei war es ihm auch schlimm ergangen. Erst guckten ihm die Stammesgenossen nur grimmig von der Seite an, knurrten und fletschten mit den Zähnen. Bald jedoch drangen sie auf ihn, rissen und bissen ihn ganz erbärmlich und jagten ihn aus dem Dorf, weit bis hinter den Schlagbaum.

VII.

Mit eingezogenem Schwanz lief Rjabschik dem nächstliegenden Weiler zu; auch hier wurde er ganz gut empfangen. Als sie aber seine Absichten auf den Futtereimer merkten, da fingen die Hunde an, ihn grimmig anzusehen und rissen und bissen ihn, bis sie ihm schliesslich aus dem Dorfe verjagten. Konnte ihm dieses schlechte Leben behagen? Er war nun endlich satt der ewigen Wanderschaft und wollte seine Ruhe haben. Deshalb dachte er bei sich: Die Menschen sind schlecht. Die Hunde sind schlecht. So werde ich es einmal mit den Tieren im Walde versuchen. Und Rjabschik machte sich auf den Weg zum Walde.

Drei Tage war er schon umher gelaufen, und Hunger und Durst quälten ihn erbarmungslos, dass er seinen Magen und Darm zusammenschrumpfen fühlte. So streckte er sich dann auf die Erde aus, um den Tod zu erwarten. Aber die Lust zum Leben kam wieder über ihn. Er zog seinen Schwanz ein, streckte die Vorderpfoten aus, und seine lange Zunge hing ihm wie ein trockener Lappen aus dem Maule. Er sann: Wie bekommt man ein Stückchen Brot? Wo ist ein Stück Fleisch zu haben, wenigstens ein Knochen und ein Tropfen Wasser? Und vor

lauter Not begann er zu philosophieren, warum ein Hund wie er mehr auf der Welt leiden müsse, als alle übrigen Geschöpfe. Warum hat der Vogel sein Nest? Warum findet die Eidechse ihre Höhle? Da summt ein Käfer, da kriecht ein Würmlein, da läuft eine Ameise! Alle haben sie ein Heim, und ihre Nahrung; und ich armer Hund, habe nichts und muss immer bellen: wau, wau!

Wer bellt da im Walde? ruft plötzlich der Wolf, dem die blutgierige Zunge aus dem Halse heraushing. Rjabschik hatte noch nie in seinem Leben einen Wolf gesehen. Da er einen Stammesgenossen vor sich zu haben glaubte, richtete er sich gemächlich auf und trat langsam, sehr langsam an ihm heran. „Wer bist Du?“ fragte ihn der Wolf gravitatisch. Wie heisst Du? Woher kommst Du? Was willst Du?“ Rjabschik war höchst erfreut, hier einen guten Freund gefunden zu haben. Nun hatte er wenigstens jemanden, dem er sein Leid klagen, vor dem er sein gequältes Herz ausschütten kann.

Und er jammerte dem Wolt viel vor.

Ich will Dir die Wahrheit sagen, so schloss Rjabschik seine Klage, ich wäre glücklich, wenn ich jetzt einem Löwen oder Bären oder einem Wolf begegnete. — Was wäre denn da? fragte der Wolf, heimtückisch schmunzelnd. Wenn ich doch einmal sterben soll, antwortete der Hund, so soll mich lieber ein Wolt auffressen, als dass ich erbarmungslos durch meine Stammesgenossen ausgehungert krepieren soll.

Da sprach der Wolf, sich brüstend und mit den Zähnen fletschend, also: Gewiss, ich habe nicht kleine Lust, Dich in Stücke zu reißen und Dich zum Frühstück zu verzehren, zumal ich schon acht Tage nichts mehr gegessen habe und hungrig bin. . . Wie Rjabschik das hörte, da fiel ihm ein Schrecken in die Glieder, dass alles, sogar die verbrühte Haut ihm bebte. Herr und König! flehte ihm Rjabschik weinend und flehend an, möge Gott Dir ein besseres Frühstück zuschicken. Von mir hast Du wenig, ich bin ja nur Haut und Knochen, erbarme Dich meiner

und habe mit mir Mitleid, mit meinem armen, elendigen Hundeleben.

Bei diesen Worten warf sich Rjabschik auf den Bauch und krümmte und duckte sich und machte so widerlich unterwürfige Grimassen, dass dem Wolf ganz übel davon wurde: Lass Deinen Schwanz nicht so feige hängen! Mach, Du Schuft, dass Du davon kommst, Hol' Dich der Teufel, damit ich Deine treifene Schnauze nicht mehr sehe!

Ei! hatte da Rjabschik Reissaus genommen. Er lief japsend, dass er kaum die Erde unter sich fühlte. Er wagte es nicht, sich einmal umzudrehen. Als er aber nicht mehr weiter konnte, machte er Halt, um sich auszurufen. Und wie er so sass, flog ihm eine neue Idee durch den Kopf: Es wäre doch gut, ein Wolf zu sein, dachte er. Aus jedem, dem man begegnet, kann man sich ein Mahl bereiten. Warum soll ich mich nicht als Wolf ausgeben? Der Wolf, dem ich begegnete, hat ja wohl auch geglaubt, ich selbst sei ein Wolf. Kreuzhimmel-donnerwetter bin ich ein Esel! Warum habe ich ihm meine Abstammung verraten?

VIII.

Also: von heute ab bin ich kein Hund mehr; ich bin ein Wolf wie alle anderen Wölfe auch. Er blies sich ordentlich auf, um einem Wolfe ähnlicher zu sehen; er übte sich darin, grosse Schritte zu machen und ein wölfisches Gesicht zu schneiden; und dann spähte er auf Raub aus. Vielleicht würde ihm der liebe Gott ein junges Schäflein zuschicken, ein Zicklein, ein Kalb, einen Ochsen oder ein Pferd oder wenn auch nur einen Hund.

Wie er so sann, begegnete er einem Greise, mit einem Sacke auf dem Rücken und mit einem Stock in der Hand. Dem leeren Magen thut auch Menschenfleisch gut, dachte er und näherte sich dreist dem Unbekannten. He! Gevatter! Wisst Ihr denn wer ich bin? — Na wer denn? — Ich bin ein Wolf, rief Rjabschik und fletschte mit den Zähnen, wie er es eben beim Wolf gesehen. Und was willst denn Du, Wolf? fragte ihn gar nicht ängstlich und lächelnd der Alte. — Was ich will? antwortete der Köter ein wenig gelassen, ich will Euch . . . (pardon), ich will fressen. Vielleicht findet Ihr in Eurem Sack ein Stück Brot für mich. — Du bist ein Wolf und willst Brot haben? Will mal sehen, wer Du eigentlich bist, sagte der Alte schmunzelnd, und dabei schwang er seinen Stock hoch. Wie Rjabschik den Stock erblickte, erinnerte er sich, dass er ein Hund sei und fing an zu laufen, dass die Erde unter ihm bebte, so weit, bis der Wald weit hinter ihm lag, und die Mauern der Stadt schon immer sichtbarer wurden.

IX.

In der Stadt suchte er zunächst den Ort auf, an dem er seine besten Jahre verlebt hatte, obwohl es ihn mehr zu dem Hofe hinzog, auf

dem er so viele Schläge bekommen, wo man ihm das Bein gebrochen und den Rücken verbrüht hatte. Dann lief er auf den Markt zu den Fleischbänken, wo er seine Genossen, die Schlächterhunde zu treffen hoffte. Willkommen! Woher des Weges? begrüßten sie ihn denn. (Sie wollten sich eben ein bischen ausruhen.) — Ein Landsmann bin ich von Euch, habt Ihr mich denn nicht erkannt, ich bin ja Rjabschik.

Rjabschik? Der Name kommt uns so bekannt vor. Und sie thaten so, als ob sie sich ihres Genossen nur dunkel erinnerten. Was hast Du denn da für ein Zeichen auf dem Rücken? fragte Susek, ein kleiner Köter, indem er dreist, ja unverschämt vorihm hersprang. — Wahrscheinlich, dass man ihn mit anderen Hunden nicht verwechseln soll und um ihn immer zu erkennen, vielleicht auch nur Schönheits halber . . . ruft Susek, der sich durch sein weisses Fell auszeichnet, spottend. Ich bin ein Wappenkenner, meint Syrko, ein alter, grauer Hund mit einem Auge und einem Ohr, was die Zeichen bedeuten sollen, kann ich Euch genau sagen. Dies Zeichen z. B. hat er in Streitigkeiten mit anderen Hunden, mit einer ganzen Meute bekommen. — Die Kerle können das Maul nicht halten, rief ein schwarzer, schwanzloser Hund, lasst doch den Rjabschik selbst sprechen, wir wollen doch hören, was der uns erzählt.

Rjabschik nahm nun Platz und berichtete seine Lebensgeschichte von A bis Z. Die Hunde hörten gespannt zu; aber Rudeck, der rote, der ein Spötter war, fiel ihm immer wieder ins Wort. „Willst Du die Schnauze halten!“ redete ihn der schwarze Wedellose an. Erzähle nur, werter Rjabschik, wir haben es ganz gern, wenn man uns Geschichtchen erzählt! Und Rjabschik setzte seine Erzählung mit trauriger Stimme fort: aber es hörte ihm keiner mehr zu.

Rudeck scherzte mit Syrko spöttelnd und machte Bemerkungen über die Persönlichkeit Rjabschik's. Schuck war mittlerweile eingeschlafen und schnarchte wie ein Regiment Soldaten; nur ab und zu schlägt er die Augen wieder auf und sagt: Erzähle nur weiter, Rjabschik, wir haben es ganz gern, wenn man uns Geschichtchen erzählt. . . .

In aller Frühe war Rjabschik aufgewacht. — Nun sah er von weitem den Schlächtern zu, wie sie das Fleisch hackten, bis ihm das Wasser im Munde zusammen lief, wie er all die schönen Happen sah. Die Schlächter warfen allemal von Zeit zu Zeit ein Stückchen Haut oder Knochen den Hunden zu, die gierig danach sprangen. Rjabschik wunderte sich dabei, wie klug doch die Hunde sind, dass sie immer gerade dorthin springen, wo ein Stückchen Fleisch hinfällt. Aber am Boden bleibt kein Knöchel liegen; der wird gar schnell gepackt, in eine Ecke getragen und dort mit aller Hundeseelenruhe verzehrt. Auch Rjabschik hatte einen Knochen erhascht. Und wie er sich über ihn hermachte, blickt er auf seine Genossen,



CABANEL.

REBEKKA UND ELIESER.

als wenn er sagen wollte, der Knochen gehört mir und den fresse ich auf. Die anderen Hunde thaten so, als ob sie ihn nicht sähen, dachten sich aber dabei im Stillen: Du sollst nur daran erwürgen, ersticken, Du Fresser. Den ganzen Morgen frisst er, und wir sollen das alles still mit ansehen; die Maden sollen Dich verzehren!

Vor dem Metzger, der sich mit seinen Kollegen zankte, stand ein Hund, und heuchlerisch sagte er zu seinen Stammesgenossen: Seht Ihr den Fleischer da? Nicht wahr, er scheint ein Bösewicht zu sein. Wollte uns nur Gott so ein gutes Jahr schenken, wie gut der Mensch ist. Er hat ja stets Mitleid mit den Hunden; er ist ein Hundefreund. Da werdet Ihr bald sehen, wie er mir einen Knochen mit einem Stück Fleisch zuwirft. —

— Hap! — Einen Sprung in die Luft — und der Heuchler knackte hörbar mit den Zähnen, damit die anderen meinen sollen, er habe wirklich eine schöne Portion bekommen.

— Er ist alles beide! bemerkte ein anderer Hund, augenscheinlich sein Feind. Er ist Heuchler und Lügner, aber kein einfacher . . . Uebrigens, hol' ihn der Henker!

Ein dritter stand neben dem Hackklotz; und während sich der Schlächter für einen Augenblick umsah, sprang er auf den Klotz und leckte am Fleisch. Da aber bellten ein paar Hunde los, um ihren Kollegen vor dem Fleischer zu denunzieren! Der eine hätte die Unverschämtheit besessen, ein Stück Fleisch davonzutragen,

welches ihnen doch so gut bekommen wäre. Und bellend schwuren sie, mit eigenen Augen die schändliche That des Genossen gesehen zu haben. Wenn nicht, dann soll sie der Schlag auf der Stelle treffen, dann sollen sie sich an dem ersten besten Knöchlein erwürgen, dann sollen sie noch nicht einmal die Hörner und Hufe der geschlachteten Schafe haben.

— „Nein, das hat doch gar keinen Sinn — dachte Rjabschik —, hier so unthätig dazustehen, wo alle Hunde so auf dem Posten sind. Aber es dauerte gar nicht lange, da wurde Rjabschik von einigen Hunden am Hals gepackt und gebissen, gerade, wo es am meisten schmerzte.

Scheu versteckte sich Rjabschik in einem Winkel, spitzte die Schnauze und fing kläglich zu heulen an.

— Warum weinst Du? — trugte ihn Schuck, sich nach dem feinen Imbiss beleckend.

— Wie soll ich nicht weinen? — antwortet Rjabschik. — Ich bin doch der unglücklichste von allen Hunden der Welt. Ich dachte, es würde mir bei meinen Heimatsgenossen besser gehen; ich würde etwas bekommen, nun bin ich aber arg enttäuscht. Kannst mir glauben, ich würde mit Euch nicht angefangen haben, wenn nicht der Hunger . . . Ich bin ja tothungrig! —

— Ich glaube Dir gern, bemitleidete ihn Schuck seufzend, ich weiss wohl, wie der Hunger schmerzt. Ich versetze mich in Deine traurige Lage, kann Dir aber leider nicht helfen. Hier ist es nun einmal so eingerichtet, dass

jeder Fleischer seinen Hund hat, und jeder Hund seinen Fleischer....

— Es ist aber doch schrecklich, dass ein Hund unter Hunden verderben, dass ein Hungriger unter Satten dem Tode anheimfallen kann!

— Ich kann Dir nur mit einem Seufzer helfen, — äusserte Schuck, gähnte und versank in einen Halbschlaf.

— Uebrigens, wenn es so eingerichtet ist, will ich einmal zu den Fleischern hinübergehen, vielleicht werde ich mir einen Knochen ausfechten, wenn ich tüchtig belle.

— Mit Gott! wünschte Schuck. Wage Dich aber nur nicht an meinen heran, sonst mache ich aus Deinem Wedel das, was meinem, den ich längst nicht mehr habe, passiert ist. Siehst Du?

X.

Unverzüglich lief Rjabschik zu den Schlächtern. Bald hub er an zu schmeicheln, zu wedeln und in verwegener Weise umher zu springen. Aber sein Pech verfolgte ihn auch

diesmal: ein breitschultriger, robuster Fleischerbursche warf nach ihm ein Beil, und hätte Rjabschik nicht springen können, so wäre er zweifellos in zwei Hälften zerfallen.

— Du tanzt ja gar nicht schlecht! — bemerkte spottend Rudeck, sogar besser als Suseck. Suseck, komm mal her, schau zu, wie man tanzen muss!

Suseck sprang herbei und hopste Rjabschik direkt ins Gesicht. Das war zuviel für Rjabschik, Er packte Suseck mit den Zähnen, warf ihn zu Boden und biss ihn in den Bauch. Seine ganze Wut liess er gegen ihn aus. Dann aber lief er weit, weit bis zur Stadt hinaus. — Rjabschik war lange im Felde umhergerannt, als er sich endlich auf einer grünen Wiese ausstreckte. Aber seinen Kopf versteckte er, weil er sich vor der Sonne schämte, tief ins Gras.

— „Du schwarze Erde!“ — dachte Rjabschik. — Ein Hund soll unter den Seinigen, unter Eingeborenen, noch nicht einmal einen Tag leben können? Da soll ja die Welt untergehen!!..

UNSERE ILLUSTRATIONEN.

M. van Hove: „Andacht in der Synagoge.“

Ein Werk von einer Stimmung des Male-rischen, in einer Art koloristischer Verklärung gesehen. Der unmittelbare Impuls des Lebens wie hinweggerückt, in ein reizvolles Wechselspiel von Licht und Schatten gesetzt. Das Werk scheint reich an Gegensätzen und Nuancen. Die Andacht, die in Gesängen des Weihetages durch den Raum schwebt, scheint dem Künstler in der Form in die Erscheinung getreten zu sein, wie das Licht sich über einen Raum legt, alles mit Leben und Schönheit übergiesst und Schwere und Starre beseelt. Die Komposition von geistreich gehobener Einfachheit; in der Linie von freier Breite, in der Lichtwirkung lose spielend, zwanglos einem Mittelpunkte zugeleitet; in den Lichtmassen und ihrer Verteilung über die organischen Gruppen von stark dekorativer Wirkung.

Ein dunkler Raum in weiter Dehnung. Durch eine Bogenöffnung eines Fensters schwaches, einsames Licht, schwer unterbrochen, zaghaft einfallend. Dann ragt es vertikal in die Höhe und durchquert belebend den dunklen Höhenteil des Raumes. In vermittelndem Gegensatz durchschneiden diese Leuchter den Raum, nach unten hin reflektieren die ornamentierten Gestelle das aufgefangene Licht und leiten zur Helle über, die über die weissen Gestalten der Betenden breit und satt darniederfällt. Jetzt beginnt der dunkle Teil zu leben, er tritt aus seiner Neutralität heraus und schafft mit an der Belebung der Gegensätze. Jetzt lagert das Dunkel auf den leuchtend bewegten Massen und löst die

Spannung aus zu einer dekorativen Wirkung des Ganzen.

Darunter eine starke Lebendigkeit der Gestalten und des Lichtes auf der abgeschlossenen Erhöhung, unterbrochen von dem mattern Lichte der schwerlinigen Kanzelbrüstung, dann setzt sich das fort, bis es sich in den Hintergründen in feinem Spiel der Schattierung und Belebung langsam verliert. Im Mittelpunkte alles ganz in Licht und ganz in Gebet, dann beschauliche Halbandacht und Helldunkel, Umrisse, gesenkte Brauen, Schattenbilder. Und in dieser Gliederung immer die Centrale der Komposition und des psychischen Zusammenhangs gewahrt. Links zwei sitzende Männer, in ihr Gebetbuch vertieft, wie zu eigener Andacht abgesondert. Vor ihnen aber in massigen Schatten eine stehende Gestalt, die ihre Sonderung aufhebt und sie gleichsam dem Mittelpunkt zuschiebt. Oder der Aufbau rechts. Erst die einsam abgewandte Gestalt im Hintergrunde, dann die Gruppe der anderen Männer in seitlicher Wendung; diese leitet wieder den Kopf des stehenden Mannes im Vordergrund in seiner betonten Beleuchtung dem Mittelpunkte zu, bis der Kreis dann von der sitzenden Rembrandt'schen Figur zu einheitlicher Stimmung rückgeleitet wird. Nun beten sie alle zusammen.

M. Léon: „Das Aufrollen der Thora.“

Eine fein belauschte Szene von einem Schüler van Hove's, der im jugendlichen Alter starb. Intim und weihestill spielt sich der Vor-